



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stilisiert sein. Für die Ornamentik und Heraldik haben solche Wiedergaben ihren Wert, wer aber symbolisierte und stilisierte Menschen und Landschaften malt, der zeigt, daß er das Wesen der Kunst nicht begriffen hat; man will naturalistisch malen und malt nun statt des Schönen das Häßliche, ohne zu bedenken, daß das Schöne ebenso naturalistisch ist wie das Häßliche. Diese Schweineidyllen, diese Bilder mit violetten Rühen, roten Bäumen und grünen Wolken rühren von einer präventiösen Talentlosigkeit her, die das Schöne nicht malen kann. Das einzig passende an dieser Richtung ist der Name Sezession; aus dem herrlichen Reich der schönen Künste ist sie fortgezogen. Nicht minder verderblich hat die Mode die Dramatik und die Lyrik beeinflusst. Da haben wir Dramen, die bis in den Himmel gelobt werden, und in denen wir eine Oberflächlichkeit der Charakteristik finden, die erstaunlich ist. Die Motivierung fehlt, ihrer Art nach sind die Charaktere widerlich, es sind geistlose, unbedeutende, gewissenlose Menschen; die Handlung ist ohne Interesse, überall herrscht prosaische Nüchternheit, und die Dichter solcher Dramen werden mit Preisen gekrönt. Andersen's Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, und an das erlösende Wort darin: „Aber der Kaiser hat ja gar nichts an“ wurde man erinnert durch eine vor kurzem erschienene Schrift: „Die Insel der Blödsinnigen. Die Tollheiten der Moderne in Wort und Bild,“ die endlich die Leistungen der modernen Kunst und Litteratur mit dem rechten Namen bezeichnet.

Auch einzelne Menschen können Mode werden. Wenn jemand ein Schiff bauen will, wird er sich nicht an einen Handschuhmacher, und wenn jemand einen Garten anlegen will, wird er sich nicht an einen Tischler wenden; zahllose Kranke aber, und darunter solche der gebildetsten Stände, wenden sich nicht an einen studierten Arzt, sondern an einen Schuster, einen katholischen Pfarrer und einen Schäfer — ich meine den verstorbenen Schuster Lampe in Goslar, den Pfarrer Rneipp und den Schäfer Aft. Diese sind Mode geworden. Alle diese teils lächerlichen, teils häßlichen, teils entsetzlichen Verirrungen sind Folge der Mode, die sich die urteilslose Menge in wachem Zustande suggerieren läßt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Philosophie und die exakten Wissenschaften. Man läßt es nicht gern gelten, wenn sich jemand der reinen Philosophie widmen will. Bei vielen philosophischen Fakultäten erlaubt man dem Studenten nur mit einigem Widerstreben, Philosophie allein als sein Fach anzugeben. Philosophie betrachtet man lieber als den Allgemeinbegriff, dem sich die einzelnen Disziplinen der Fakultät unterordnen, und der Student soll sich für eine oder einige dieser Disziplinen entscheiden. Daß er sie alle in gleicher Weise betreiben könnte, hält man mit Recht für unmöglich.

Unter dem Deckmantel eines Philologen, Naturforschers oder Mathematikers steht es ihm frei, seinen Neigungen für die reine Philosophie nachzugehen. Auch die gegenwärtigen Vertreter der Philosophie sind wohl ohne Ausnahme der Ansicht, daß man am besten zunächst etwas anderes studiert (wie sie selbst es einst gethan haben) und dann erst als reiner Philosoph auftritt. Daher kommt es, daß frühere Philologen, Naturforscher, Mathematiker, ja auch Theologen und andre mehr in buntem Gemisch als Berufsphilosophen wirken, und an sich liegt darin für die Philosophie kein Nachteil. Bei weitem überwiegend ist aber, wie jeder Kenner der Verhältnisse zugeben wird, die Zahl der Philosophen, die die exakten Wissenschaften nicht studiert haben und sie kaum anders als von der Schule her kennen. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Beziehungen zwischen der Philosophie und den exakten Wissenschaften nur ganz unbedeutend sein können, da sie nur von wenig Philosophen unterhalten werden.

Es gab eine Zeit für die Philosophie, wo man diese Beobachtung nicht hätte machen können. In philosophischen Kreisen hört man oft sagen, Kant sei von Hause aus Mathematiker gewesen. Ebenfogut könnte man behaupten, er sei Astronom, Physiker, Zoolog und gewiß auch Philolog gewesen. Was gehörte damals dazu, dies alles in einer Person zu sein, wo man bei einem und demselben Professor über vier bis fünf ganz verschiedene Fächer Vorlesungen hören konnte und die ganze Wissenschaft in einigen wenigen Compendien (wenn auch mit behaglicher Breite) niedergelegt war! Aber wer könnte jetzt, wo sich die einzelnen Disziplinen in stetigem Wachstum immer mehr von dem gemeinsamen Stamme entfernt haben, der Aristoteles sein, der sie alle beherrschte! Niemand wird bei der gegenwärtigen Lage der Dinge dem einzelnen Philosophen einen Vorwurf daraus machen, daß er ganze Gebiete der Wissenschaft gar nicht oder nur sehr oberflächlich kennt. Es kann aber für die Philosophie selbst kein Vorteil sein, wenn eine bestimmte Einseitigkeit fast zur Regel wird. Die Philosophie verliert dadurch ihre frühere universelle Bedeutung, und einige Anzeichen dafür treten schon jetzt ganz unverkennbar hervor. Die Vertreter der von der Philosophie vernachlässigten Gebiete (wir meinen vor allem die exakten Wissenschaften) fangen an, selbst für ihren philosophischen Hausbedarf zu sorgen. Man denke z. B. an Helmholtz, die beiden Dubois-Reymond, Ernst Mach und Ernst Haeckel. Ihre Leistungen erfreuen sich nicht zum mindesten deshalb eines so hohen Ansehens, weil ihnen von philosophischer Seite so gut wie gar keine Konkurrenz gemacht wird. Deshalb haben die Philosophen nicht genug Männer unter sich, die imstande sind, hier für die alten Rechte der Philosophie mit Erfolg einzutreten?

Man darf bei der gegenwärtig so hohen Entwicklung und dem immer stärkern Hervortreten der exakten Wissenschaften einen viel größern Prozentsatz von Philosophen verlangen, die für diese Wissenschaften Verständnis haben. Dieses Verständnis darf sich aber — und das ist ganz besonders zu betonen — nicht bloß darauf beschränken, daß man die Fähigkeit hat, die Resultate der exakten Wissenschaften zu verstehen, um sie dann in philosophischer Einkleidung dem stauenden Publikum vorzutragen. Mit nichts wird ein größerer Unfug getrieben als mit den Resultaten gerade der exakten Wissenschaften. Diesen Resultaten sieht man gewöhnlich nicht an, auf wie vielen Hypothesen sie beruhen, während sich der Fachgelehrte dessen wohl bewußt ist oder es wenigstens leichter sein kann als andre. Besonders jetzt ist ja erfreulicherweise der kritische Geist in den exakten Wissenschaften in vollster Blüte, und so manche Wahrheit, die einst mit großer Feierlichkeit als absolut verkündigt wurde, hat nur noch hypothetische Geltung. In der Physik und in der Chemie läßt man gewisse fundamentale Anschauungen, ohne die man früher nicht auskommen konnte, allmählich fallen. In der Mathematik ist sogar der Größenbegriff in den letzten Jahrzehnten ein andrer geworden. Heute kann

sich der Philosoph, wenn er sich nach dieser Seite hin bethätigen will, unmöglich damit begnügen, nur die neuen Ergebnisse, soweit sie ihm interessant erscheinen, aufzugreifen. Er muß auch imstande sein, den Weg mitzugehen, der dazu führt. Die Art und Weise, wie man in den exakten Wissenschaften denkt, muß er sich bemühen zu verstehen, und dazu gehört die Fähigkeit, mitzudenken. Sonst ist er wenig mehr als die gewöhnlichen Popularisatoren, und man wird ihm dies von sachverständiger Seite sofort anmerken. Er wird, wie viele Philosophen es thun, die exakt-wissenschaftliche Bildung nur affektieren, so viel als möglich mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen paradiern, in seinen Büchern mit Integralzeichen und andern höchst unschuldigen mathematischen Symbolen den unbefangenen Leser oft in ganz zweckloser Weise verblüffen u. dergl. Gerade diese äußerlichkeiten verraten ihn aber dem Kenner gegenüber am sichersten.

Wenn so strenge Forderungen gestellt werden, so fallen von den exakt-wissenschaftlich gebildeten Philosophen, die wir haben, noch viele weg, und das besprochene Mißverhältnis wird immer größer. Die Philosophie steht vor der Alternative, entweder einen größeren Wert auf die exakten Wissenschaften zu legen, etwa nach dem Vorbilde Platons durch die Einführung einer exakt-wissenschaftlichen Quarantäne für ihre Jünger, oder aber den philosophierenden Naturforschern, die philosophisch betrachtet so sehr viele Schwächen aufweisen, für immer das Feld zu räumen. Das wäre aber zu beklagen, wenn diese sich nicht bemühen, mehr Philosophen zu werden. G. K.

Von der Malaria in Italien. Wie im vorigen Jahre sind auch jetzt wieder bei Beginn der Fieberzeit von Rom aus fünf Antimalariastationen der Umgebung mit Ärzten besetzt, die die unheimliche Krankheit durch Medikamente und Schutzvorrichtungen (Zanzarennetze) an den Häusern bekämpfen. Sie finden in diesem Jahre und nach den unbestreitbaren Erfolgen des vorigen in der ländlichen Bevölkerung eine entgegenkommende und relativ verständnisvolle Aufnahme. Materielle Förderung hat diese vom Zentralausschuß des Roten Kreuzes geleitete Arbeit durch eine hochherzige Zuwendung des Königs von 12000 Lire erfahren. Ein noch schlimmerer Fieberherd als die Campagna Romana sind die Maremmen bei Grosseto (gegenüber Elba). Von dort sendet der dirigierende Malariaarzt, Dr. Constans, einen interessanten Bericht über das Auftreten der Krankheit im abgelaufenen Jahre. Er bezeichnet es als ein nach der Zahl der Erkrankungen und Todesfälle sehr ungünstiges. Die Epidemie wies drei Perioden auf. Von Ende Juli bis Ende September wurden die festen Anwohner der Gegend betroffen, von Ende September bis Ende Oktober fiel die Zahl der Erkrankungen, stieg aber dann wieder außerordentlich von da an bis zum Anfang Dezember. Die Opfer waren Rückfällige, die wahrscheinlich während der ersten Periode nicht genügend sorgsam gewesen waren, und weiter Neuerkrankte unter den Arbeitern, Holzfällern, Kohlenbrennern, Hirten usw., die um diese Zeit in die Maremmen hinabsteigen. In einzelnen Gegenden waren 80 Prozent unter ihnen vom Fieber ergriffen, die Hospitäler waren gefüllt, die Felder leer.

Dr. Constans fährt dann fort: „Noch mehr als in frühern Jahren habe ich mich davon überzeugt, daß eine Chininkur durchaus unzureichend ist. Oft drängen zwei bis drei Gramm Hydrochlorat-Chinin die Krankheit auf ein bis drei Tage zurück, dann aber bricht sie stärker als vorher aus. Überraschende Ergebnisse aber hatte der Gebrauch von Esanophel.*) In der vorgeschriebnen Weise angewandt wirkte es sicher sowohl in akuten wie in chronischen Fällen und sogar in solchen, bei denen man zu den größten Dosen schreiten mußte. Natürlich muß in solchen

*) Eine Zusammensetzung von Chinin, Eisen und Arsenit.

Fällen die Behandlung lange fortgesetzt werden, bis in der Dosis auf die normale Größe zurückgegangen werden kann."

Auf dem Gebiet der moralischen Förderung des Kampfes gegen die italienische Volkskrankheit wäre noch der Zusammentritt und die Wiederauflösung eines Ausschusses zu erwähnen, der durch Sammlungen eine Ehrendenkmünze für den unermüdblichen Vorkämpfer gegen die Malaria mit Wort, Schrift und That, für Giustino Fortunato schaffen wollte. Die Wiederauflösung erfolgte, weil sich der bescheidne Mann energisch gegen eine solche Ehrung gewehrt hat. Er hätte sie unsers Erachtens nach ruhig annehmen können. Denn ihm vor allem verdankt es Italien, wenn es jetzt in den zwei kürzlich von der Volksvertretung genehmigten Gesetzen eine Antimalariagefetzgebung hat. Sie haben den Kampf aus der Sphäre der Wissenschaft und der Lokalinteressen in die der nationalen Verpflichtung erhoben. Oft genug muß man in Italien den Kopf schütteln über die Fülle von Ehrenabzeichen, -Diplomen und -Medaillen, und man kann getrost Italien das Land der Beweihräucherung auf Gegenseitigkeit nennen. Aber eine Ehrenmedaille für einen italienischen Volksvertreter, der in Fragen der Volkswohlfaht die Initiative ergreift und mit zäher Thatkraft einer segensreichen Einrichtung im italienischen Parlament zum Siege verhilft, erscheint gerechtfertigt: denn er ist ein weißer Nabe.

v. Gr.

Der Chinaapfel. Die schönduftenden großen Früchte mit den goldbroten Schalen, die besonders im Frühling in den Schaufenstern und anderswo zum Verkauf ausgestellt werden, stammen bekanntlich aus China. Portugiesen haben sie zuerst im sechzehnten Jahrhundert nach Europa gebracht; noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde in Vissabon im Hause des Grafen von St. Laurent der erste auf europäischem Boden gediehene Orangenbaum gezeigt. Von Portugal kam dann Frucht und Pflanze nach Italien, wo sie nach ihrer europäischen Heimat den Namen portogallo empfing; portogalli hat danach Gaudy seine Reise- und Lebensbilder aus Italien genannt. Und auch die Griechen nennen die Frucht, die aus Italien zu ihnen gelangte, πορτογαλέα. Häufiger aber als portogallo hört man jetzt in Italien das Wort arancia, womit eigentlich nur die herbe Orange, die wir jetzt Pomeranze (entstanden aus pomo und arancia) zu nennen pflegen, gemeint ist. Diese Frucht ist wie die Limone schon im Mittelalter, wahrscheinlich von den Arabern, nach Italien gebracht worden, sie stammt aber ebenso wie die Limone aus Indien, wo sie an den Abhängen des Himalaya wild wächst. Von Indien hat sie auch ihren einheimischen Namen nāranga (arabisch narang) mitgebracht, woraus dann im Munde der Italiener arancia geworden ist. Dies ist weiterhin in Frankreich mit leicht begreiflicher Anlehnung an or (Gold) zu orange umgebildet worden, während das spanische naranja den ursprünglichen Anlaut bewahrt hat. Orange ins Lateinische übersetzt ergab dann die Form aurantium, und dieses Wort hat sich dann die Botanik angeeignet, um daraus weiterhin die Bildung Aurantiaceen abzuleiten, womit man die ganze Gattung der auch agrumi genannten Früchte zu bezeichnen pflegt. In Deutschland sagt man entweder Orange oder Apfelsine, Orange im Süden, wo die Frucht von Italien aus verbreitet wurde, Apfelsine im Norden, wo sie durch den Seeverkehr von Amsterdam und Hamburg aus Eingang fand. Niederdeutsch ist auch das Wort, das eigentlich appelsine lautete und erst später ins Hochdeutsche übersetzt worden ist. Ehe diese Bildung um sich griff, sagte man Chinaapfel, was durchaus korrekt gebildet ist und den im achtzehnten Jahrhundert gangbaren Bildungen Sinathee und Sinarose entspricht. Wenn man aber, wie es zuerst scheint, eigensinnigerweise niemals sinaappel, sondern immer umgekehrt appelsine gesagt hat, so ist der Grund der, daß hier eine Nachbildung des französischen pomme de Sine vorliegt. Man hat also sicherlich einmal appel de Sine gesagt, und diese Form läßt sich auch noch belegen, wie sie denn auch noch in mittel-

deutschen Mundarten erhalten ist. Ob die Neubildung aber von Amsterdam oder von Hamburg ausgeht, scheint fraglich und wird in den Wörterbüchern verschieden angegeben. Aber für Hamburg spricht der Umstand, daß dem Niederländischen das Wort, wie es scheint, gänzlich abgeht; wenigstens wird es in einigen angesehenen und verbreiteten niederländischen Wörterbüchern nicht aufgeführt, während sich dafür die Bildungen *orangen-appel* und *oranien-appel* finden. Das eine in Matthia Kramers „*Nider-Hoch-Deutsch Hoch-Nider-Deutschem*“ Wörterbuch, das ohne Jahresangabe erschienen, aber im achtzehnten Jahrhundert abgefaßt worden ist, das andre in Kilian Duffaeus *Etymologicum Teutonicae linguae* vom Jahre 1777. Als nun das Wort vollständig ins Deutsche aufgenommen war, erfolgte auch die Umbildung der Flexion und des grammatischen Geschlechts. Es hieß nun in der Mehrzahl nicht mehr *äppelsino* oder *Äpfelsine*, wenn man das überhaupt gesagt hat, sondern *Äpfelfinen*, wie andererseits das Wort, bei dem nun die Herkunft von *Äpfel* ganz verdunkelt war, in die Klasse der *feminina* übertrat — beides offenbar nach Analogie der zahlreichen ausländischen Obstnamen, die vielfach abweichend vom Lateinischen nach romanischem Vorbild als weiblich gelten, wie *Kirsche*, *Pflaume*, *Zwetschge*, *Birne*, *Feige*, *Aprikose* und namentlich auch *Rosine*. Ihnen war das neugebildete Wort nicht nur im Begriff, sondern auch durch das in der Endsilbe auftretende *e* auch in der Form ähnlich geworden, ihnen folgte es dann auch in der Flexion und im Genus.

f. K.



Litteratur

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Vierter Band. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1901

Die ersten drei Bände des Werks haben wir so ausführlich besprochen (Jahrgang 1898, 3. Band, S. 442, 1899, 1. Band, S. 523 und 586, 1900, 4. Band, S. 118), daß wir uns beim vorliegenden vierten auf eine kurze Anzeige beschränken können, denn der Charakter des Werks bleibt auch hier derselbe, nur daß darin die gewagten Hypothesen weniger zahlreich sind, da ja sein Gegenstand, die Entwicklung der christlich-germanischen Welt, größtenteils im historischen Bichte liegt. Freilich fällt auch hier noch die Zuversicht auf, mit der die älteste Geschichte der nach Europa eingewanderten Arierstämme, die doch vielfach in Dunkel gehüllt ist, erzählt wird, und die Frage nach der Zivilisation der Germanen bei ihrer ersten Berührung mit den Römern ist heute noch streitig. Gobineau schildert uns nach den von christlichen Mönchen aufgeschriebenen Resten alter Heldenlieder die deutschen Edelinges als vornehme ritterliche Herren die auf Bronzeföhen hausten, wie wir sie aus der Karolingerzeit kennen, prachtvolle Gewänder trugen und der Runenschrift kundig waren; Tacitus habe, indem er sie uns als armselige Halbwilde darstellt, die Thatfachen gefälscht. Als das Beste in dem Buche erscheint uns die Charakteristik des *Pantheismus*, die heute noch mehr zutrifft als vor fünfzig Jahren. Den Schluß macht der pessimistische Ausblick in die Zukunft. Nachdem die heute schon stark entarteten Arier die Welt vollends unterworfen und sich mit allen Völkern vermischt haben werden, wird die Menschheit einen gleichartigen Brei bilden, worin es nichts Großes, Schönes, Erhabenes, keine Unterschiede, keine Kämpfe, keine Gegensätze mehr giebt, und wo die ganz demokratisch — lebte er heute, so würde er sagen, sozialdemokratisch — gewordene Menschheit in stumpfsinnige Schlassucht ver-